



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Politische Romane.

„Zeiten und Sitten“ — der allgemeine Titel, unter welchem L. Schücking seinen neuesten Roman die Ritterbürtigen gibt, und mit welchem er eine Reihenfolge ähnlicher Gemälde in Aussicht stellt, — macht uns nicht irre, diesen Roman als einen politischen zu bezeichnen. Die Ritterbürtigen erscheinen eben in neuester Zeit uns auf rohcavalierre Weise autonomisch genug gestimmt gegen die herrschende Macht und für ihre „ultramontankirchlichen, reactionären Interessen“; die Haupttriebfeder der Romanentwicklung, die Gräfin von Quernheim, ist ferner von einem nur zu männlichen Ehrgeize für die alte oder für eine neue Macht des Adels gespannt, und die Verwicklungen des Romans gehen aus ihren politischen Verstimmungen und Intriguen hervor. Dazu bilden die politischen Reflexionen des Poeten den eigentlichen Kern seines vielfach ausgezeichneten Buches, das bereits in gewissen Gegenden und Kreisen Aufsehen genug zu machen anfängt. Die Erfindungen des Dichters schweben nicht in der Luft, sondern halten sich mit festen, kundigen Schritten auf einem eigenthümlich angebauten Boden zerstreuter Bauernhöfe und zahlreicher „feudalistisch bethürmter, altergrauer, wallgrabenbeschützter Adelsitze“. Wie diese Provinz wird man auch die Gesellschaft bald erkennen, die „durchaus exquisit, in jedem Tropfen reinstes Vollblut und ohne das geringste Plebejer-Element ist, welches einen trüben Hauch oder Schatten auf die glänzende Reinheit der Assemblée werfen könnte. Der Odem eines Notüriers hat nie die lautere Atmosphäre dieser Gemächer inficirt; ein großer und genialer Künstler, ein die Welt erschütternder Denker würde vergeblich um die Gunst buhlen, eine Einladung zu diesem Clubb zu erhalten,“ wo nur von Hunden und Pferden, von Jagd und Fohlenweiden gesprochen wird. Der Fürst ist „ein geistreicher Mann von vielen Fähigkeiten und poetisch erregbarer Natur, alten Namen wie vitterlichem Wesen geneigt; die Regierung aber trifft mit den Bestrebungen der Ritterbürtigen,“ das demokratische Element der Neuheit niederzuhalten und der Volksentwicklung keine Selbstthümlichkeit zu lassen, einträchtiglich zusammen.“

Der Held des Romans, ein vielgereifter edler Mann jener Provinz, ist mit den Interessen seiner Standesgenossen nicht einverstanden. „Se-der Standesunterschied in Folge der Geburt,“ meint er, „ist ein frecher Hohn der Christuslehre. Er ist jetzt, wie sich die Zeit angethan, noch obendrein unpolitisch, er ist albern, er ist lächerlich. Er schließt auch hier, in diesem Lande, wie einen unglückseligen Ueberrest irgend eines von der Civilisation aufgeriebenen wilden Stammes, wie ein letztes Häuflein Trokesen oder Chipparder in seine Jagdgründe ein; hier, wo ihr im Unmuth gegen die Welt unter dem Schatten eurer heiligen Stamm-bäume zusammenhockt und nichts lernt und nichts vergeßt. Ihr seid unmuthig und zürnt gegen die Regierung, die von oben her euch nicht genug thut, weil sie, auch beim besten Willen, doch an die Stimme der öffentlichen Meinung gebunden ist. Ihr zürnt auf die andern Stände, weil sie spotten oder erbittert sind durch eure Ansprüche und euch zurückdrängen in euern „Jagdgrund“. Ihr zürnt gegen die öffentliche Meinung, weil sie euch mit euern Ummächtigungen niederhält. Ihr zürnt gegen die Intelligenz des Landes, die Presse, die Dichter, die Denker der Nation, weil sie nur Hohn für eure Sparren haben. Ihr zürnt gegen jede neue Regung, jeden edeln Trieb, der im Volke auflebt, weil er die Macht verstärkt, die euch besiegt hat,“ u. s. w.

Dies ist nun freilich der Mann nicht, den man an die Spitze der Provinzverwaltung zu bringen arbeitet. Hierzu ist der zweite Held des Romans, der in Politik und Liebe verunglückende Herr v. Tondera geeigneter. Dieser, der Religion und Recht überhaupt nur noch von bedingtem, untergeordnetem Werthe findet, als Mittel, um die Massen zu schulen, verspricht das autonomische Statut auf die Provinz auszudehnen, keine Locomotive in's patriarchalische Land zu lassen und — auch das Institut der Leibeigenschaft wieder einzuführen.

Doch diese edeln reactionären Bestrebungen, behalten nicht allein das Wort in dem Buche. Auch Bürger und Bauer, spricht sich von seinem Standpunkt aus — und ein Geistlicher, „nicht aus der jetzigen Schule der Römlinge, sondern der die Traditionen einer bessern Zeit bewahrt, und begeistert ist für den Versuch eines großen Denkers, das starre System der Kirche in den großen Gedankenstrom einzutauchen, der Frieden und Freiheit rauschend durch die Zeit geht.“

Charakteristisch in solchem Widerstreit der Meinungen bleibt es aber und erinnert an die jüngsten Vorfälle in den ehemals polnischen Provinzen, daß — während die Autonomen in stillem Grimm heimlich ihren Zielen entgegen arbeiten, die aufgeklärten Vaterlandsfreunde höchstens — humoristisch werden. Man lese im 3ten Theil S. 226 u. f. die köstliche Ausführung, wie der deutsche Michel mit seinen großen Erfindungen doch zum Unglück geboren ist.

Doch, fürchte der poetisch gestimmte und der Unterhaltung suchende Leser ja nicht, daß dieser Roman sich um lauter Reflexionen drehe. Nein, die Erzählung ist voll Begebenheiten und von beinahe zu starker Spannung. Man ist froh, dann und wann einmal eine weitblickende Reflexion zum Ausruhen zu finden. Außer diesen Höhepunkten des Romans wird man

auch in reizende Sphären des Naturlebens und in die trauliche Einsamkeit echtliebender Herzen geführt.

Ueber den Gang des Romans können wir uns hier nicht verbreiten. Die Intrigue, welche die Verwickelungen spannt, hat fast zu viel Spielraum. Wir wollen auch nicht die Wahrscheinlichkeit aller Vorkommnisse und die Wahrheit aller Charaktere prüfen, noch weniger eine Lese der auffallenden Fremdwörter halten, wie Enfilade, Sterilität, peroriren, depravirt, agaciren u. s. w., sondern dafür mit Vergnügen den Fortschritt anerkennen, den Schücking, namentlich gegen seinen frühern Roman: „Ein Schloß am Meer“ — hinsichtlich der Composition eines großen Ganzen, gemacht hat. — Das gehaltvolle und schön ausgestattete Buch wird in höhern Kreisen Aufsehen machen; wenn es nur auch für das Volk käuflicher durch seinen Ladenpreis wäre!

Heinrich König.

II.

Die Ständeversammlung in Tyrol.

Aus Innsbruck. —

Seit dem 23. April sind unsere Stände wieder versammelt; wo sie im vorigen Jahre anhuben, stehen sie noch im heurigen. So ist gewiß unter allen 52 vielleicht nicht Einer, der es wagen möchte, die Jesuitenschulen ihrer Versunkenheit und Mißbildung der Jugend anzuklagen und um andere Lehrer zu bitten, obwohl man hier nicht einmal so lange zu verkehren braucht, als jüngst die Abgeordneten des Erzbischofs von Salzburg, um über deren Handhabung volle Ueberzeugung zu gewinnen. Allein dies möchte auch darin liegen, daß diese Herren an der Bildung wenigen Antheil nehmen, und Religiosität wie Besittung meist nach dem Rosenkranze messen; wenn es nur mit den Interessen unsers Sackes, die sie zunächst verfechten sollen, besser stände.

Da schallen Klagen aus dem Pusterthale von den Uebergriffen, die sich der Staatschaz mit unsern Wäldern erlaubt, von Beschlagnahmen, wodurch den Privaten in Buchenstein, Mühlbach, Brixen u. s. w. der Verkehr mit ihrem Holzeigenthum untersagt ist, und von der Einführung einer uralten Waldordnung des Jahres 1626 für das Inn- und Wipptal, die nun als allgemeine Richtschnur auch dort gelten soll, wo sie früher nie in Anwendung kam. Will man doch sogar eine andere (von 1541) dem Gerichtsbezirke von Windischmatrei aufbürden, der damals zu Salzburg gehörte! Der meiste Forstbesitz in Tyrol soll fortan dem Staate zustehen, der sich ihn für seine Berg- und Schmelzwerke vorbehalten und der bisherige Eigener dürfte davon nur soviel benutzen, als man ihm aus Gnade verstaten will. Wenn irgend eine Frage dem Alpenvolk zwischen dem Orteles und Großglockner, dem Gard- und Achensee schwer auf's Herz fällt, so ist es sicher die über sein ursprüngliches Eigenthum, das seiner Berge, und wer überschaut die Folgen, die sich daraus auf den Boden ableiten, der aus Wald zum blühenden Acker

geworden? Die Vermittlung der Stände erscheint als die nächste, um für diese Beschwer Abhilfe zu erbitten, allein das Vertrauen auf ihre Wirksamkeit sank so stark, daß man allenthalben die Hoffnung nur auf unmittelbare Fürsprache bei S. M. dem Kaiser setzt.

Von nicht geringerem Belange ist die schon seit Jahren in der Verhandlung schwebende Regulirung der Etsch. Der Holzhandel lichtet in letzter Zeit unsere Wälder, die den Regen langsam zwischen ihre Wurzeln ableiteten, die Wildbäche schwellen zu ungewöhnlicher Größe, und die Ueberschwemmungen kehren jährlich und stärker als vormals wieder. Man begann sich zu erinnern, daß schon Kaiser Franz höchstseligen Andenkens dem Staat den größten Theil der Kosten des Etschbaues aufbürdet, und dazu jährlich 30,000 fl. C.-M. ausgeworfen hatte; der Hilferuf von Trient erscholl im ständischen Saale. Allein bei den Sitzungen von 1844 war es der Mangel an technischen Vorarbeiten, der zu keinem Abschluß kommen ließ; nachdem diese dem Landtage von 1845 vorgelegt wurden, geriethen die Väter des Vaterlandes in lebhaften Zank, ob die Abwendung dieser heillosen Verheerungen, deren Folgen auf Felderzeugnisse und Handel so nachtheilig wirkten, wohl als Landesangelegenheit angesehen werden könne, und als endlich jene, die dafür keinen Sinn hatten, bei der Abstimmung unterlagen, hatte man — kein Geld. Kann es bei dieser Flauheit der unmittelbar der Gefahr ausgesetzten Nachbarn noch Wunder nehmen, wenn die Regierung im vorigen Jahre bei der Unterbehörde anfragt, ob wohl eine Erhöhung des jährlichen Zuschusses auch nöthig sei? Ob man sich heuer auch mit einer allgemeinen Phrase begnügen wird?

Wir begreifen, daß wir als Glieder eines großen Staates auf manches verzichten müssen, was uns als Provinz förderlich wäre, um so mehr gilt es aber, für solche Fragen mit Nachdruck sich auszusprechen, wo das Recht geistiger und materieller Entwicklung, wo schon ein klares Gesetz auf unserer Seite steht. Doch unsere Stände scheinen vor jeder Bitte erst in Berathung zu ziehen, ob sie auch allen denen, die sie bevorworten sollen, genehm sei?

III.

Aus Berlin.

Wundersame Talente eines einzigen Theaterdichters. — Für wen wurden die Quizow's geschrieben? — Eine Kritik. — Gemüthliches Zwiegespräch zwischen einem Festungsandidaten und einem Justizbeamten. — Die vier Haimonsbrüder auf der Festung. — Schicksale der Regierungspreffe. — Baron von Arnim. — Emil Devrient. —

Die Berliner, die sich gerne das kritischste Volk in Deutschland tituliren hören, haben sich dieser Tage abscheulich blamirt. Fast in allen hiesigen Zeitungen wurde das große fünfactige, vierstündige, drei Mal gegebene, zwiefach empfohlene, in seiner Art einzige Drama „Die Quizow's“ von L. Schneider, getadelt und heruntergerissen und Niemand nahm sich die Mühe, auf die Intentionen des Dichters einzugehen, ob schon dieser verdienstvolle Mann, der Schauspieler, Componist, Regisseur,

Romanschrieffsteller, Theaterdichter, Landwehrzeitungaredacteur und Contrebassvirtuose in einer Person ist, dabei gewiß eine ganz besonders tief-sinnige Absicht gehabt hat. Herr Schneider hat unstreitig in stillen Mitternächten über sein großes Werk lange nachgedacht und er mag dabei ungefähr folgenden Monolog gehalten haben: „Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich, der ich ein forscher prächtiger Mensch, ein wahrer Tausendsappermenter, mit so zahllosen Talenten bin, nicht die andern Kerls alle, die doch nur ein einziges Talent haben, durch ein großes Werk in den Staub rennen könnte und obendrein in den berliner Staub. Es handelt sich nur darum, die richtigen Darsteller zu finden. Die großen dramatischen Dichter in Frankreich schreiben Rollen, für die Individualitäten ihrer großen Schauspieler und Schauspielerinnen. Die berühmten Maestri in Italien componiren ihre Opern für die Stimmlagen der en vogue sich befindenden Sänger und Sängerinnen — di primo cartello. Aber in Berlin? hier kann man nicht über große Schauspieler, nicht über Sänger di primo cartello gebieten — für wen schreibe ich nun?“ Nach vielen schlaflosen Nächten fand endlich der bekümmerte Dichter den Rettungsanker: „Ich hab's," rief er aus und warf die Schlafhaube frohlockend in die Höhe, „ich hab's, die glänzendste Seite der berliner Bühne ist — die Garderobe! ich schreibe ein Stück, in welchem die Garderobe die Hauptrolle spielt.“ — Diese Aufgabe hat der Dichter auch würdig gelöst und die berliner Kritik hat sich einen unverzeihlichen Leichtsinns zu Schulden kommen lassen, indem sie auf die Intuition des genialen Dichters nicht eingegangen ist. Nie sah man herrlichere Costüme, nie hörte man schwungvolleres, majestätischeres Panzergerassel, motivirteres Pferdewieher, nie sah man besser stylisirtere Waffendecke. Wie lächerlich, wenn man gegenüber solcher Vorzüge auf die Mängel des Textes hinweist. Hat doch Herr Schneider dabei nur die Maxime des großen Rossini befolgt: a basso parole!

Uebrigens haben wir bei dieser Gelegenheit bemerkt, wie die Berliner, die so gerne die Blasirten spielen und namentlich das Theater als etwas Abgethanes, Ueberwundenes zu betrachten, sich den Anschein geben, eben so eingefleischte Theaternarren sind, wie die von ihnen so vielfach verspöttelten „Bachhähnleffer“ in der naiven Kaiserstadt an der Donau. Eine wichtige Theaterrecension in der preussischen Staatszeitung, (die allerdings wie ein weißer Rabe unter dem gewöhnlichen schwarzen Gefieder dieses Blattes sich ausnahm), welche das schneiderische Drama mit kaustischem Geiste hechelte, ging wie ein Ereigniß von Mund zu Mund. Hast Du es gelesen? haben Sie gelesen? fragte einer den andern. Der Grundstock der berliner Einwohner ist, trotz aller Landtagsabschiede, Synoden und Constitutionsfabeln, noch immer derselbe, wie zu der naiven Zeit des Sonntags- (verehlichte Rossi) Enthusiasmus, dem Börne ein unsterbliches Blatt gewidmet hat. Ein junger hiesiger Schriftsteller, der dieser Tage wegen einer unvorsichtigen Stelle in einer Schrift zu sechs Monaten Festung verurtheilt wurde, erbat sich von dem Richter, der ihm das Urtheil mittheilte, einen Aufschub, die Erlaubniß, erst nach 14 Tagen seinen Festungsarrest antreten zu dürfen, um, wie er launig vorgab, noch

einige in diesem Augenblicke hier gastirenden fremde Theatercelebritäten nicht versäumen zu müssen. Der gutmüthige Richter fand diesen Grund ganz plausibel, sprach hierauf mit dem jungen Manne noch recht gemüthlich ein Langes und Breites über hiesige Theaterzustände. In dieser gemüthlichen Verschmelzung von Festungsverurtheilen und Theaterconversacion liegt eine naive Satyre auf die hiesigen Zustände, an die der gutmüthige Justizmann gewiß nicht gedacht hat. Man verurtheilt einen Schriftsteller zur Festung mit einer Gemüthlichkeit, wie man in einer Loge einen linkschen Schauspieler auslacht.

In der Festung Magdeburg wird es in den nächsten Monaten sehr literarisch zugehen. Nicht weniger als vier berliner Schriftsteller werden dort innerhalb der schwülen Mauern, während des heißen Sommers, eine traurige Villaggiotura nehmen: Edgar Bauer, L. Buhl, Held und Feodor Wehl. Sollte man nicht glauben, Preußen besitz die ausgedehnteste Pressfreiheit und sähe sich nun genöthigt, die Schriftsteller, die diese Freiheit mißbrauchten, vor Gericht zu ziehen? Prätentive Censur und hinterdrein Pressprozesse, heißt mit zwei Ruthen schlagen! Die Censur wird in solchem Falle ein Fallstrick, eine Leinrute, die gewissermaßen den Schriftsteller zur Straffälligkeit verlockt. Er glaubt sich gesichert durch die Erlaubniß, welche er für die Veröffentlichung seiner Gedanken eingeholt und läßt er diesen den gesetzlich gestalteten Lauf, siehe da hat das Gesetz eine Fallthüre und hinter derselben steht noch eine Schildwache, die den Hineingestürzten ergreift und zum Gerichte führt. Dieses Alles ist schon so oft gesagt worden, daß man müde und abgeschlagen die Hände sinken läßt beim Weiterschreiben.

Wären wir schadenfroh, so könnten wir über die Erfahrungen lachen, die jetzt die Regierung an ihren subventionirten Organen erlebt. Der „Rheinische Beobachter“ ist endlich höhern Orts selbst als der anerkannt worden, als welchen ihn die liberale Presse längst bezeichnete, nämlich als ein insipider Sancho Panza, der um so mehr Skandal erregt, je weniger Talent er hat. Wie man hört, so ist dieses Blatt vor der Hand unter verschärfte Censur gestellt worden — und die namhaften Summen, die bisher auf seine Erhaltung verwendet worden, bleiben ihm von nun an entzogen. Der Oberpräsident Eichmann soll unlängst bei einer Rundreise durch die Rheinprovinz, sich an allen Orten persönlich überzeugt haben, welch einen üblen, aufreizenden Eindruck dieses Klopfflechterische, taktlose, aberwitzige und wortverdrehende Blatt unter der Bevölkerung hervorbringt und wie es gerade den entgegengesetzten Erfolg von dem hat, den man erzielen wollte. Das Gerücht, daß hier in der Hauptstadt ein großes gouvernementales Journal hergestellt werden soll, erneuert sich immer mehr und mehr. Der Plan, in den bedeutendsten Städten der Monarchie Regierungsblätter zu begründen, den Herr Huber unlängst veröffentlichte, soll von einem gegenwärtig bedeutenden Manne, dem frühern Gesandten in Brüssel, Baron von Arnim, der bei dem Könige in besonderer Gunst steht, unterstützt, wo nicht gar selbst angeregt worden sein. Herr Baron von Arnim hat von Belgien herüber manche liberalen Ansichten über Constitutionalismus und Presse mitgebracht, aber bei

den anderseitigen mehr als conservativen Ansichten, namentlich in religiösen und kirchlichen Dingen, hat man Ursache, die Fortschritts-elemente in seinen Staatsvorschlägen stark in Zweifel zu ziehen. Vor der Hand befindet sich dieser Staatsmann auf seinem neuen Posten in Paris und sein Einfluß, der, während seines dreimonatlichen Aufenthalts hier, nicht ganz spurlos war, ist eben durch die Kürze dieses Aufenthalts und durch die Ferne, in der er sich jetzt befindet, nicht zu fürchten oder nicht zu hoffen — wie man will. Was nun aus der von ihm unterstützten Pressefrage, in Bezug auf die Creirung neuer Regierungsblätter, werden wird, muß uns die nächste Zukunft lehren.

Seit vierzehn Tagen gastirt hier Emil Devrient. Es sind die alten Paraderpferde, die er vorreitet: Posa, Hamlet, Don César u. s. w. Das ist Alles schon von den Recensenten aller deutschen Gauen, von oben bis unten zehn und hundertmal durchgesprochen worden. Im Grunde kann es Herrn Emil Devrient gleichgültig sein, ob und wie man noch von ihm spricht. Die Haupttendenz dieses Künstlers geht jetzt offenbar dahin, sich mit einer reichen und gesicherten Rente vom Theater in den Privatstand zurückzuziehen. Er weiß, daß es der schönste Schlußstein hier im Künstlerleben ist, wenn man zu rechter Zeit zurückzutreten weiß und nicht die Agonie eines veröchelnden Talentes den einst begeisterten Zuschauern sehen läßt. Herr Devrient ist noch weit von der letzten Stunde seines Talentes, obgleich nicht zu leugnen ist, daß dieses in absteigender Linie sich befindet. Das schöne sieggewohnte Organ verlor viel von seinem weichen Schmelz und in dem Bestreben, es wieder zu seiner Höhe zu bringen, geht es Devrient oft wie mit einem trocknen Geigenwirbel, der in der Mitte einer Passage nachläßt und der Saite einen schleppenden, quikenden Ton epreßt. Doch müßte man ungerecht sein, wenn man nicht die zahlreichen glänzenden Eigenschaften anerkennen wollte, durch welche dieser Schauspieler noch immer über die meisten deutschen Künstler seines Faches hervorragt. Sein Hamlet namentlich ist eine classische Leistung voll Schwung und Einheit. Besonders lobenswerth ist bei ihm das Fallentaffen einzelner Phrasen und Momente, welche andere Schauspieler bis zur Caricatur hervorheben. Der Hamlet der Darstellung muß ein anderer sein als der Hamlet der Lectüre. Beim stillen vor sich Hinlesen im einsamen Zimmer da hat jeder Satz, jedes Wort dieser tief-sinnigen Dichtungen einen Anspruch auf Nachdenken. Aber auf der Scene, da darf die Mosaik der einzelnen Gedanken nicht auseinandergerissen werden, um nicht das Gesamtbild zu verzerren. In dieser Beziehung versündigt sich die meisten Hamletdarsteller. Sie commentiren mit Gesten und hervorgehobenem Accent jedes Wort und ziehen so den Charakter in's Breite und lösen ihn auf, statt ihn zusammen zu fassen. Devrient's Hamlet ist durchaus nicht der schwammige Patron, den gewöhnliche Schauspieler aus ihm machen. Er ist Reflexionsmensch, aber kein Philister, kein Mitarbeiter an einer deutschen Literaturzeitung, kein Privatdocent an einer preussischen Universität. Bei den meisten Darstellern begreift man es gar nicht, wie dieser Hamlet dazu kommt,

solchen Werth auf seine Fechtkunst zu legen, man kann sich nicht denken, daß dieser wittenberger Philosophiebesessene viel auf die Mensur sich herumgetrieben hat. Bei Emil Devrient findet man dies natürlich. Sein Hamlet ist feurig, trotz aller Reflexion, es ist der junge Hamlet und trotz aller Altklugheit.

Vielleicht schreibe ich Ihnen, wenn das Gastspiel Devrient's zu Ende ist, noch einige Worte über ihn.

IV.

Aus Wien.

Künstlerfest. — Gemäldeausstellung. — Nochmals über das summarische Verzeihen. — Eine Erbschaft. — Polizeimahregel.

Es ist in der That höchst bezeichnend für den hier herrschenden öffentlichen Geist, daß das schöne, sinnige Künstlerfest, welches am 20. Mai, am Geburtstage Albrecht Dürers, von Dr. Melly nach dem Vorbild der römischen Cervaratore veranstaltet worden, fast gar keinen Zuschauer fand, während das ordinärste Schaustück sein Publicum hat und jede Luftfahrt des Herrn Lehmann regelmäßig Tausende von Gaffern auf allen Plätzen und Straßen versammelt. Das Dürerfest selbst gewann indeß, durch die Abwesenheit eines unbetheiligten Kreises, nur an behaglicher Frische und ungezwungener Heiterkeit und gewährte den Theilnehmern, 125 an der Zahl, einen recht fröhlichen Tag, der nicht so bald ihrem Gedächtnisse entfliehen mag. Den ganzen Tag über streifte die Gesellschaft in den herrlichen Gebirgsgegenden umher, die die Hauptstadt im Südwesten begrenzen, und schallender Gesang tönte fortwährend aus den Thälern, welche die lustigen Kunstjünger durchzogen. Der interessanteste Moment war unstreitig der Festzug auf den Rahlenberg, wobei 50 Maler im altdeutschen Costume erschienen und die muntern Spiele auf dem nahen Leopoldsberge, bei welchen sich ein heiterer Humor gar vielgestaltig entfaltete, boten ein ergögliches, dem carnevallistischen Leben entlehntes Bild.

Bei dieser Gelegenheit erwähne ich auch zugleich der am 22. Mai erfolgten Eröffnung des Salons, zu dem 230 Künstler gesteuert haben und der im Ganzen 400 Delgemälde, 106 Zeichnungen, Kupferstiche und Aquarelle und 20 plastische Arbeiten enthält. Ich behalte mir für die nächste Zeit eine Revue der Ausstellung vor und will jetzt nur soviel bemerken, daß auch die diesjährige Exposition keine allzu große artistische Ausbeute gestattet, was wohl in der Regel so lange der Fall sein wird, als der Termin nicht von einem auf drei Jahre ausgedehnt ist, denn in zwölf kurzen Monaten können unmöglich allerwärts Meisterwerke entstehen und schon mancher wackere Künstler hat, von dem Ehrgeiz getrieben, jedesmal im Salon vertreten zu sein, seinen Styl verdorben und mehr als sonst dem Geschmack des Augenblicks gehuldt.

Eine Stimme aus Böhmen tadelte jüngst in diesen Blättern die

günstige Anschauungsweise der meisten wiener Berichterstatter in Betreff des Gesetzes über das summarische Rechtsverfahren bei Civilklagen bis zu 200 fl. und so wenig wir auch Grund finden mögen, die von ihr angedeuteten Mängel dieser Mündlichkeit in Zweifel zu ziehen, so können wir doch nicht glauben, daß damit der Sache selbst der Stab gebrochen sei, denn es handelt sich bei dem bekannten Zustand des österreichischen Staatslebens ohne Widerrede mehr um die Anregung als um die Schöpfung, mehr um die Concession, als um den Werth derselben. Hat sich das Gewährte einmal in dem beschränkten Kreise, der ihm vorerst angewiesen ist, als praktisch tüchtig und geradezu unschädlich erwiesen, so hat das probeweise adoptirte Princip gewiß eine, vielleicht anfangs gar nicht beabsichtigte Ausdehnung in der Praxis zu erwarten (?); auch der zweite Theil des Einwurfs, die Gefahr richterlicher Willkür betreffend und den Grundsatz bewährend, daß es auch dem Armen weniger um eine schnelle, als um eine gerechte Justizhandlung zu thun sei, zerfällt an dem Bedenken, daß es den Parteien ja gestattet ist, sich durch rechtskundige Personen vertreten zu lassen und das Vorkommniß mehrfacher Mißbräuche in Bezug auf die richterliche Gewalt in dieser Hinsicht eine Einrichtung getroffen werden dürfte, wodurch die befürchtete Willkür beengt und doch dabei das Princip der Mündlichkeit als solche gerettet und einer künftigen *) Entwicklung vorbehalten bliebe.

Die Vermählung des Dichters Hebbel mit der Hoffchauspielerin Enghaus, die mit 4000 fl. auf Lebenszeit am Burgtheater engagirt ist, wurde heute vollzogen und Hebbel gedenkt, nach seiner Reise nach Berlin, hierorts seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Die Auszeichnung, welche dem gemüthlichen Sänger Castelli vom Könige von Dänemark zu Theil wurde, dürfte Ihnen bereits bekannt sein, weniger aber, daß der Hoforganist Sechter, ein alter Musikus und ausgezeichnete Contrapunktist, der sich nie über Reichthum an Glücksgütern beklagen konnte, plötzlich durch das Testament eines Engländers, Namens Lindley, der einst sein Schüler gewesen, ein wohlhabender Mann geworden.

Die hiesigen Hausbesitzer haben überdies die strengste Weisung erhalten alle jene Gassenläden, welche nicht in Wirklichkeit zu Verkaufszwecken benutzt werden, binnen drei Monaten umzugestalten, d. h. die auf die Straße gehende Thüre in ein Fenster zu verwandeln, oder ganz zu vermauern, da es sich gezeigt hat, daß in diesen durch Niemand controllirten Localitäten, welche sehr häufig blos als Wohnungen benutzt werden, viel unterstandsloses Gesindel sich über Nacht aufhielt und so der obrigkeitlichen Nachforschung entzog, was mit einem geordneten Sicherheitszustand unverträglich ist.

*) Künftig! und immerhin künftig!

Die Red.